



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Johannes von Müller und seine Zeit. 4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schließen können wir indeß nicht, ohne noch einmal Männer der deutschen Theorie und der deutschen Praxis auf die von uns oben geschilderten allgemeinen Grundlagen des englischen Criminalverfahrens aufmerksam zu machen; sie sind nicht, wie die französische Jury und das vor und in Verbindung mit derselben geltende Verfahren das Erzeugniß einer Abstraction und einer auf ihre Rechte stets eifersüchtigen Staatsregierung, sondern die Frucht Jahrhunderte langer Kämpfe und bitterer Erfahrungen erlittenen Unrechts. Aber was noch mehr ist, sie entsprechen durch Raschheit, Sicherheit, innere Zweckmäßigkeit und vor allem durch den Schutz der Person des noch nicht verurtheilten Angeklagten Anforderungen an eine gute Uebung der Justiz, die auch dem deutschen Staatsleben namentlich bei sogenannten Staatsverbrechen immer noch fremd genug sind. Der Ausgang des Bernardschen Processus allerdings wird für manche Theoretiker und für noch mehr Minister das englische Verfahren nicht grade sehr empfehlenswerth erscheinen lassen; es ist dies aber ihre eigne Kurzsichtigkeit, wenn sie vorübergehende Zweckmäßigkeiten höher stellen, als dauernde Errungenschaften des Staatslebens. Leider haben die letzten zehn Jahre auf dem Continent vielfach die Mißgeburt eines nach politischen oder andern Zwecken absichtlich gemodelten Rechtssprechens hervorgerufen — erst die Folgezeit wird lehren, was man damit angerichtet hat! G. Cn.

Johannes von Müller und seine Zeit.

4.

Raum war Müller in Kassel warm geworden, so fiel ihm ein, daß die genfer Freunde sehnlich auf ihn warteten. Schliessen verschaffte ihm 26. Nov. 1782 eine Zulage von 100 Thlr., den Rathstitel und eine Bibliothekarstelle, der Verpflichtung Collegien zu lesen wurde er enthoben; aber als Jan. 1783 ein Brief von Tronchin ankam, gerieth er wieder ins Schwanken; er nahm Urlaub und eilte April 1783 nach einem kurzen Besuch bei Bonstetten und seiner Mutter zu Tronchin. Hier ließ er sich — er war bereits 31 Jahr alt — von dem alten Mann zu einem Vertrage verleiten, der ihn noch als ein reines Kind darstellt. Tronchin, schreibt er an seine Mutter 18. Juni, hat mir vorgeschlagen, die letzten Jahre seines Lebens bei ihm zu sein. Hierfür soll ich von jetzt in 6 Jahren oder bei seinem Tod, wenn er früher stirbt (er ist aber 73 Jahre alt), ein jährliches Einkommen von 800

Gulden lebenslänglich beziehen. Am 31. Juni bat er den Landgrafen um seinen Abschied, und erhielt denselben nach einigen Wochen. Im Anfang machten ihn die alten Umgebungen ganz glücklich, doch fühlte er bald das Drückende seiner Lage. Tronchin, alt und verdrießlich, um ihn in beständiger Abhängigkeit zu erhalten, ertheilte ihm sein Almosen — denn etwas Anderes war es nicht — immer nur mit Murren. Mehre Stunden des Tages mußte ihm Müller vorlesen, und da er zugleich in der Stadt sein Collegium wieder vortrug,*) so stockten alle seine Arbeiten und seine Gesundheit wurde immer mehr angegriffen. Endlich hielt er es nicht länger aus, er entwich im October 1784 auf das Gut Bonstettens Valeires, gab die Leibrente auf und arbeitete in strengster Einsamkeit an seiner Schweizergeschichte.**)

„Ich bin in meinem Leben bis dahin meist glücklich gewesen, fast nie aber auf dem Weg, den ich gehen wollte . . . Also wollen wir uns trösten, wenn das nicht geschieht, was wir wünschen . . . Ihr könnt mir glauben, da ich von Kindheit an die Geschichte der Menschen untersucht habe, daß ich

*) Auch sein altes Collegium nahm bei seiner neuen Stimmung eine ganz andere Verfassung an. Am 20. Mai 1783 schreibt er an seinen Bruder: „Ich habe bemerkt, wie viel interessanter die Geschichte durch den Gedanken wird: alles ist vor Gott auf einmal; Paulus Aemilius lebt noch, und M. Cicero werden wir noch sehen, denn Gott ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott; nur sendet er jeden zu seiner Zeit, bis das große Drama ausgespielt ist, und alle versammelt werden, um ihr Urtheil zu hören; da es denn sich zeigen wird, wie vollkommen sich alles ineinanderfügte.“ Das war nun freilich nicht der Plan, nach dem er ursprünglich seine allgemeine Geschichte angelegt hatte. Er mußte sie daher in der ersten Hälfte des Jahres 1784 (das Collegium beendete er Mitte Juli) völlig umschreiben. „Vieles ist mit Feuer, das Meiste mit Nachdruck geschrieben; und wenn Gott will, so werde ich inner 15 oder 20 Jahre etwas daraus machen; ich möchte den Geist jeder Zeit auszeichnen, und aus demselben die Geschichten, aus diesen aber die Veränderungen jenes erklären. Der Finger Gottes würde unglaublich wie sichtbar sein.“

**) In diese Zeit fallen folgende Geständnisse. „Das ist an mir ein großer Fehler, daß ich zu geneigt bin, außer mir zu suchen, was in mir ist oder sein soll. Darum scheint mir jede noch nicht versuchte Lage und von denen, die ich schon erfahren habe, allemal die, in der ich nicht bin, immer der, worin ich mich befinde, vorzuziehen; darum ist nicht leicht ein europäisches Land, wohin zu gehn ich mir nicht bisweilen vorgenommen hätte, darum suchte ich vor vier Jahren das Glück im Norden, und vor zwei Jahren im Süd, und stelle mir seit einiger Zeit kein schöneres Leben vor, als das, welches ich im Norden führen würde, wo ich nicht habe bleiben wollen . . . In der That habe ich meine Reisen immer in schlechter Gesellschaft gethan; denn ich habe mich mitgenommen. Der Traum schwindet nun endlich, der Tag bricht an, aber das Licht kommt nie ohne Dämmerung.“ (An Bonstetten, 17. Jan. 1784.) Sehr richtig weist er dann denselben Charakter bei seinem Freunde nach, er zeigt, wie gut es die Vorsehung mit ihnen gemeint: „Wie kommt es, daß, wenn Gott auf seine Erde schaut, er uns hundertmal seufzen und jammern hört, für einmal danken und uns freuen? Er hat Mitleid mit uns, aber kann er uns glücklich machen, wenn wir uns nie fühlen wollen? Ganz unter uns, damit es ja niemand höre: wir sind ein Paar Personen, mit denen wirklich nichts anzufangen ist!“ Daher gehen denn auch die Vorwürfe der Wandelbarkeit fortwährend von einem zum andern, und Müller ruft ganz traurig: „Sei doch einmal zufrieden mit mir, damit ich mit mir selbst minder unzufrieden sei!“ —

von der wunderbaren Fügung aller Dinge täglich neue Proben entdeckt habe. Es ist eine Kette, die von Gott ausgeht und alle Wesen vom Weltall bis auf jeden Staub in Verbindung hält; alles ist verknüpft; hin und wieder finden wir einige Glieder der Kette, aber das Meiste ist in Dunkel gehüllt.“

Auf Schlieffens Anregung hatte er die Schweizergeschichte ernstlich wieder vorgenommen; schon am 5. Febr. 1782 konnte er dem Freund einige glänzende Landschaftsbilder aus dem zweiten Theil zuschicken. Schlieffen war unermüdlich, ihn zur Arbeit anzutreiben und ihn durch rege Theilnahme zu ermuntern. Für den Augenblick legte er alle andere Arbeit bei Seite. Auch der erste Theil wurde ganz umgestaltet; nur die Schlachtbilder blieben in der alten Form. Der unglückliche Aufenthalt bei Tronchin hatte diese Arbeiten völlig unterbrochen, desto eifriger gab er sich ihnen in Valeires hin. Von da besuchte er Mai 1785 die helvetische Gesellschaft zu Olten, machte nach einem längern Aufenthalt in Schaffhausen und Zürich mit Bonstetten eine Alpenreise, und siedelte sich im Winter zu Bern an, wo er seine allgemeine Geschichte, diesmal deutsch ausgearbeitet, unter großem Beifall vortrug. Gleichzeitig erfolgte der Druck der Schweizergeschichte in Leipzig; die beiden ersten Bände erschienen 1786, der dritte 1788—1795; der vierte 1805; die erste Abtheilung des fünften 1808: auch diese war nicht einmal bis zu dem Frieden von 1499 fortgeführt, sie brach 1489 ab. Dies war die Ausgabe, welche Müller nicht bloß in den Augen der Menge, sondern unter den ersten Geistern unserer Nation den Ruf eines classischen Schriftstellers verschaffte, dessen Erfolg selbst diejenigen zweifelhaft machte, die seine Methode für unrichtig hielten. — Es ging der Schweizergeschichte wie manchem anderen berühmten Buch: obgleich viel genannt, ist sie als Ganzes wenig gelesen worden. Man begnügte sich mit den einzelnen schönen Stellen, namentlich den Schlachtgemälden, denen man fast in allen Blumenlesen deutscher Prosa wieder begegnet. Diese Art des Erfolgs ist charakteristisch für das Buch. Eine gründliche ruhige Untersuchung fesselt den Leser von Anfang bis zum Schluß, welches auch ihr Gegenstand sei, aber von diesem Lessingschen Geist war bei Müller keine Spur, seine Kraft war ausschließlich auf einzelne dramatische Gemälde gerichtet, welche die Einbildungskraft und das Gemüth lebhaft anregten. Da nun aber nicht jeder Moment der Geschichte dazu geeignet ist, so blieben in seiner idealisirten Chronik große Lücken, matte Darstellungen, die nur ein locales Interesse haben konnten. Und doch war sein Stoff für eine einheitliche Behandlung nicht ungünstig. Es ist für einen Geschichtschreiber kein geringer Gewinn, einem Volk anzugehören, in dem jeder an dem Gemeinwesen lebendigen Antheil nimmt, in dem sich die Sagen von dem Ursprung und der Fortbildung der staatlichen Zustände in ununterbrochener Ueberlieferung erhalten haben, wo jeder Einzelne sich als Erbe des National-

ruhms betrachtet. Auf's eifrigste wurde er in seiner Arbeit von allen Classen des Volks gefördert. Wenn er die Heldenthaten der Eidgenossen feierte, so hatte er das glückliche Gefühl, einen lebendigen Gegenstand zu behandeln, denn wie tief die Schweiz seit drei Jahrhunderten in ihrer Thatkraft gesunken war, das Gedächtniß hatte sie nicht verloren. Um wie viel günstiger war hier der schweizer Geschichtschreiber gestellt, als der deutsche, der es unternahm, das Mittelalter zu beschreiben. Dazu kam die höchst malerische Localität, die den Ereignissen Farbe und Stimmung ungesucht entgegenbrachte. Die ganze Geschichte hat einen einheitlichen Charakter, die Heldenthaten der Schweizer bezogen sich fast durchweg auf die Abwehr fremder Eroberer, die großen Weltkämpfe hatten sie nicht berührt. Eine Kenntniß der europäischen Zustände war wol wichtig, um mit Hilfe der Analogie die eignen Verfassungen besser zu verstehen, im Uebrigen konnte der Geschichtschreiber in seiner Heimath bleiben und dort jene Stetigkeit des Blicks gewinnen, die man auf einem sehr umfangreichen Schauplatz nur zu leicht verliert. Und in dem Local seiner Geschichte war Müller so zu Hause, wie Homer in den Gegenden seiner Ilias. Er wußte über jeden Berg, über jedes Dorf Rechenschaft zu geben. Auf sein empfängliches Gemüth, welches noch dazu durch Hallers Dichtungen angeregt war, hatten die Alpen einen mächtigen Eindruck gemacht; den er in seiner Geschichte wiederzugeben suchte. In der That sind einzelne von seinen Alpenbildern prachtvoll ausgeführt, es ist indeß die Frage, ob die Virtuosität der historischen Malerei nicht über das Maß der Geschichtschreibung hinausgeht. Jene Gemälde sind Reiseeindrücke; historisch motiviren sie nichts, und wenn die Beschreibung fertig ist, läßt der Geschichtschreiber den Faden fallen. Selbst da, wo die Localität für das Ereigniß maßgebend ist, z. B. bei Schlachten, sieht die Landschaft mehr wie ein Ornament aus. Müller hatte nicht jenen festen Blick, der schnell zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen unterscheidet und nur das erste verfolgt, er brachte den Thatsachen keine bestimmten Fragen und Gesichtspunkte entgegen, sondern ließ sich von ihnen leiten. Seine Gemälde sind zuweilen überladen: er sucht alles, was ihm an Farbe auffällt, darin anzubringen und vergißt, daß der Maler wählen muß, da zuweilen eine Farbe die andere aufhebt. Seine Aufmerksamkeit ist zu unruhig um an jenem festen Standpunkt zu haften, der allein eine geordnete Gruppierung möglich macht. —

Die kritischen Untersuchungen über das römische Zeitalter sind durch spätere Schriftsteller vielfach überholt; sein Talent ging nicht nach dieser Seite und man wird nicht selten an die fragmentarische Darstellung des cimbrischen Krieges erinnert. Der leitende Gedanke ist der Haß gegen das Weltreich, das alle individuelle Gestaltung zertrümmert. Viel bedeutender sind bereits die Sittenschilderungen aus dem 10. und 11. Jahrhundert, wobei ihm zu

statten kam, daß er bei den einfachen Verhältnissen der Schweiz, in deren einsamen Thälern die Jahrhunderte wenig Veränderungen hervorgebracht, vieles nach der Natur copiren konnte. Für die werthvollsten Züge seiner Chroniken fand er entsprechende Gegenbilder in seiner nächsten Umgebung. Er hat ein sehr reiches Material aufgespeichert und wo es bloß darauf ankommt, die äußern Umrisse zu fixiren, reicht dieses aus, doch merkt man überall mehr den Redner als den Analytiker. Der glänzendste Theil seines Werkes beginnt mit der Sage von Tell, deren Glaubwürdigkeit er gegen alle Anfechtungen vertheidigte. Er hatte einen frommen historischen Sinn für jede Art der Ueberlieferung, und wenn er sich gegen die zersetzende Kritik ereifert, die alle Anschauung in Begriffe auflösen möchte, so war das zugleich im Interesse seines Talents. Auch hätte es sich wenig mit dem treuherzigen Ton eines alten biederben Chronisten, den er annahm, vertragen, wenn er an die Heiligthümer des Volkes, dessen Phantasie er kräftigen und in höhere Stimmung setzen wollte, das Messer der kalten gelehrten Kritik gelegt hätte. In der That hat er in den rührenden Gemälden jener Heldenkämpfe von Morgarten, Sempach, Granson, St. Jakob u. s. w. eine rhetorische Kraft entwickelt, die uns noch heute ergreift. Freilich gelingt es ihm auch hier mehr das Gemüth zu befriedigen als den Verstand: über manche wichtige Punkte erhält man keine Auskunft, und es sieht wunderlich genug aus, wenn man zuweilen die Hauptsache, auf die es ankommt, in der Note suchen muß. Dagegen sind die rührenden Züge der Helden mit großer Wirkung erzählt, und so wenig man die zusammengepreßte Sprache als Muster empfehlen kann, sie hat zuweilen etwas Hinreißendes. Personen wie Erlach, Rudolph Brun, Hans Waldmann u. a., für deren Porträt er das vollständige Material in seinen Chroniken fand, werden dem Leser vollkommen gegenwärtig, das Mitgefühl wird rege und auch im Ganzen das Urtheil befriedigt. Viel weniger gelingt ihm die Zeichnung solcher Charaktere, die einen weitem Horizont verlangen. Müller hatte den Grundsatz, auch bei der Charakteristik nichts zu construiren, sondern alle einzelnen Züge seiner Quellen aufzunehmen, auch wenn sie sich widersprachen. Dieser Grundsatz, der wie die meisten schriftstellerischen Grundsätze eine Grenze seines Talents ausdrückt, ließ sich wol bei einfachen Naturen und bei einheitlichen Urkunden durchführen, aber nicht bei hochstehenden Menschen, die sehr abweichende Urtheile herausfordern. So ist ihm bei Ludwig 11. trotz seiner Abneigung gegen alle historische Construction begegnet, daß er ihn gegen das Zeugniß aller Quellen als eine Art von Musterkönig darstellt. Hier verräth sich einmal der Schüler Machiavells um so mehr, da es sich um einen Bundesgenossen der Schweiz handelt. In Quentin Durward ist in dieser Beziehung viel mehr historische Wahrheit, und man lernt aus ihm die beiden Fürsten viel richtiger kennen als aus den betreffenden Capiteln der Schweizergeschichte.

Um einen großen historischen Charakter richtig zu zeichnen, ist Divination, oder wenn man will constructive Kraft nöthig: aus einer bloßen Copie der Quellen geht immer nur ein Mosaikgemälde hervor. Auch derjenige Theil der Geschichte, wo der Verstand ein ernstes Wort mitzusprechen hat, z. B. die Zeit des kostniger Concils, hat keinen befriedigenden Abschluß. Zwar ist die Darstellung reich an Ideen, aber diese erscheinen nur wie etwas Zufälliges, als geniale Ahnung, oder auch gradezu als Reminiscenz; sie ergeben sich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatfachen. Weil er nicht im Stande ist zu generalisiren, überläßt er sich der Redekunst, der Weissagung, er flücht die Gedanken-spähne ein, die er vorher in seinen Excerpten fixirt hat. Dazu kam, daß er noch während der Vorstudien an die Ausarbeitung ging, und daß nicht selten sein Urtheil erst nachträglich berichtigt wurde. In der ersten Ausgabe hat er sich der Anmerkungen enthalten, desto zahlreicher häufen sich diese in der zweiten. Zuweilen steht hinter jedem Wort des Textes eine Zahl, die auf eine Note verweist, und das peinigt bei der Lectüre um so mehr, da man diese Noten nicht umgehn kann. Bei dem zerstückelten Stoff war die chronologische Ordnung nothwendig, aber um so mehr hat man den Eindruck des Unfertigen. Müller empfand seine Mängel sehr wohl, aber er suchte den Grund nur in der unvollkommenen Feile. Er schreibt den 27. Feb. 1788 an Nicolai: „Die Ursache meiner oftmals dunklen Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Schweizergeschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstil, den lange Gewohnheit mir, wie Haller, eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist aus diesem Grunde nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt, als befeuchtet. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt, ein paarmal umarbeiten zu können; diese haben auch überall Beifall gefunden. Bei uns Deutschen ist, was einer für Publicum und Nachwelt übernimmt, fast immer bloß Nebenbeschäftigung in erstohlenen Stunden; die Hauptsache dagegen das, was am vergänglichsten ist und jeder kann — Collegien lesen, Bibliotheken rangiren u. dgl.“ — Diese Auseinandersetzung beruht auf einer Selbsttäuschung. Sein Stil ist am schönsten in einigen seiner Briefe, wo er sich ganz der ersten Eingebung überläßt, am schlechtesten in seinen Voreden und kleinen Abhandlungen, die er 10—12 mal durchgearbeitet hat. Durch die Feile schafft man wol einzelne Unebenheiten hinweg, aber den Inhalt muß sie schon vorfinden, wenn man ein organisches Ganze haben will. — Die Fehler der Schweizergeschichte wurden schon in jener Zeit empfunden, sie treten heut noch lebhafter hervor, da man überhaupt aus dem Wust des Erfindelsten und Gemachten wieder nach dem Natürlichen strebt. Aber es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, nur diese Fehler zu sehn. Der Stil ist nicht bloß ein äußerer Schmuck, er gibt auch dem Inhalt erst den wahren Charakter und

Müllers Stil, so viel man gegen ihn einwenden kann, hat zuerst dem deutschen Volk das Mittelalter in der Fülle seines Lebens und in seiner lebendigen Farbe aufgeschlossen, namentlich das 14. und 15. Jahrhundert. Man denke daran, daß die Declamationen zu Gunsten des Mittelalters erst um das Jahr 1803 beginnen, und daß diese Rhetorik nicht viel gefruchtet haben würde, wenn man nicht zugleich auf ein für classisch geachtetes Geschichtswerk hätte hinweisen können. Um zu erfahren, wie es im Mittelalter eigentlich ausah, fand man in der Schweizergeschichte doch eine viel reichere Ausbeute als in sämtlichen Vorlesungen und Gedichten der romantischen Schule. Diese träumerische Märchenwelt hatte keinen historischen Hintergrund, und die frühern deutschen Geschichtschreiber, die alle dem Pragmatismus huldigten, hatten keine Farbe. Aus Müller haben wir für das Mittelalter empfinden gelernt, und wenn sich unsere Forschung seitdem vertieft hat, so ist das kein Grund, gegen ihn undankbar zu sein.

Nachdem Müller auf der Wanderschaft sein Werk vollendet, mußte er daran denken, seinem Leben einen äußern Halt zu geben. Da er das Peinliche seiner Lage zuweilen bitter empfand, obgleich seine Freunde, namentlich Füßli, alles aufboten, sie ihm zu erleichtern, sah er sich unruhig nach allen Seiten um, eine ähnliche Stelle zu finden, wie die er in Kassel so leichtsinnig verscherzt. Endlich bot sich ihm eine bestimmte Aussicht. Die z, der gelehrte Bibliothekar zu Mainz starb in der Mitte des Jahres 1785 und der Physiker Sömmering, mit dem sich Müller in Kassel befreundet hatte und der jetzt am kurfürstlichen Hof zu Mainz großes Ansehen besaß, dachte sofort an Müller. Auch der Minister Freiherr von Benzel-Sternau wurde gewonnen. Am eifrigsten verwandte sich Heyne für ihn (30. October 1785). Den 29. Nov. schreibt Müller an Sömmering: „Wenn je irgend ein Protestant an einem solchen Ort zu stehen verdient, so, dünkt mir, kann derjenige, welcher der erste unter allen Protestanten dieser Zeit in den Reisen der Päpste die Hierarchie vertheidigt, wol vorzüglichen Anspruch darauf machen. Ich bin gewissermaßen ein Märtyrer derselben, da die allgemeine deutsche Bibliothek für gut befunden, mich einer Verständniß mit den Jesuiten zu insinuliren, die zwar falsch ist, die mir aber wenigstens zu Mainz nichts schaden soll.“ Nun kam es darauf an, den Kurfürsten, der nicht gern dem Rath eines andern folgte, von selbst auf diese Idee zu bringen und das führte Sömmering mit großem diplomatischen Geschick aus. „Ich bekam,“ schreibt Müller an Dohm, „am 17. Jan. 1786 einen eigenhändigen Brief des Kurfürsten, er sei geneigt, mir die Stelle aufzutragen, und wünsche, daß ich baldigst nach Mainz komme. Dies versprach ich zu thun. Alle meine Freunde bezeugten hierbei ihr Leid auf eine meinem Herzen äußerst rührende Weise. Als ich aber endlich am vorletzten Tage meines Aufenthalts im Vaterland (20. Jan.) noch einmal über die Krise, worin Eu-

ropa nun ist, eine Vorlesung hielt, welche mein Vaterlandsgefühl gewiß zu der beredtesten gemacht, welche ich in meinem Leben geschrieben, war mir fast unmöglich, den Schluß derselben auszusprechen; die anwesenden Edeln aber ließen theils Thränen fallen, theils begeisterte sie die Darstellung der Möglichkeit, ihrer Voreltern Freiheit und Namen zu erhalten . . . Diese Gesinnungen waren keine vorüberfliegende Hitze: viele, diplomatisch und moralisch die edelsten Jünglinge, haben ihre Väter gebeten, und suchen seit meiner Abreise (21. Jan.) vor meiner gänzlichen Antretung des hiesigen Amtes zu bewirken, daß, da die Langsamkeit republikanischer Formen in diesem Augenblick die Errichtung einer Stelle für mich nicht erlaube, die Geschlechter des alten Adels und andere, welchen die Erhaltung der Verfassung besonders interessant ist, aus den Familienkassen mir ein Jahrgeld setzen, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, nach meiner Neigung die Zeit meines Lebens dem Vaterland einig zu widmen . . . Ich indessen suche das letzte Ja hier zu verspäten, bis ich den Erfolg ihrer Bemühung weiß. — Der Entscheid für Mainz (Hofrathstitel, 1800 Gulden Gehalt, 100 Ducaten Reisegeld) kam 12. Febr. 1786*) einige Stunden eher an, als die berner Post; Müller schlug ein: „Der Mensch, des Schicksals Ball, weiß selten, was er wünschen soll.“ „Wie ich höre,“ schreibt Heyne 1. März 1786, „hat das Schicksal für Mainz entschieden. Aber ums Himmels willen, nun es einmal so ist, bleiben Sie standhaft in dem Beruf, den Ihnen der Himmel zugeschiedt hat! Sehen Sie nur nicht auf Bern zurück; noch weniger lassen Sie sich in neuere Vorschläge ein; Sie könnten endlich am guten Namen und an Zutrauen verlieren.“ 8. März: „Fast ist es so gegangen, wie ich es mir vorstellte: beide Berufungen trafen zusammen; aber danken Sie doch Ihrem Schicksal, daß die mainzer früher kam, die doch ungleich solider ist, als die andere. Jetzt sind Sie zwar in einem schwärmerischen Anfall; ich zweifle, ob Gründe viel auf Sie wirken werden, und ob Sie nicht das Spiel von Kassel und Genf wieder erneuern. Alle die Aussichten in Bern sind schön, glänzend, herzerhebend — so lange Sie sie träumen; aber das Aufwachen würde wie in Genf sein . . . In der Idee ist Ihre Existenz freilich in Bern herrlich! Aber Bern müßte in einer andern Welt liegen, wenn sich die Idee realisiren sollte; in unsrer Welt kann nur die Phantasie so etwas erzeugen. — In Mainz stellen Sie sich die Bibliothekleinrichtung zu leicht vor; lassen Sie sich auch nur nicht durch jene Träume verleiten, die Arbeit ohne Neigung zu übernehmen. Sie können als Bibliothekar erstaunend viel wirken.

*) Das Datum kommt in seinem Leben so oft vor, daß man bei seiner Neigung zur Zahlenmystik mitunter argwöhnt, er habe dem Kalender nachgeholfen. — Uebrigens dauerten die Unterhandlungen mit Bern noch bis zum Dec. 1787 fort, dazu kamen andere mit Schaffhausen. Der zweite Band seiner Geschichte war dem Kurfürsten, der dritte dem Magistrat von Schaffhausen gewidmet.

. . . Verzeihen Sie meiner Ergießung des Herzens gegen den Mann, den ich so liebe und doch bei seinem Wankelmuth auf einem so gefährlichen Wege nach Genf wieder sehe.“

Die Abschiedsrede, mit welcher Müller 20. Januar 1786 zu Bern seine Vorlesungen schloß, ist gewissermaßen sein Testament an die Schweiz, die er dauernd nicht wiedersehen sollte. „Große Zubereitungen und Wahrzeichen eines Uebergangs des vorigen in eine ganz neue Verfassung der menschlichen Gesellschaft bezeichnen unsere Zeit. Schuldenlasten der Seemächte, vor deren Summe alle patriotischen Staatsrechner der vorigen Jahrhunderte würden zurückgebebt haben, Kriegsheere so groß und so vortrefflich geordnet, als in gar keiner von den Geschichtschreibern aufbehaltenen Periode; solche Bündnisse, wodurch, menschlicher Weise zu reden, der allgemeine Frieden oder die fürchterlichste Erschütterung aller Staaten vom Glück und Willen etwa vier sterblicher Menschen abhängt; eine Thätigkeit von Seiten großer Mächte, durch die Auflösung der alten Religion oft wider Gott und alle Rechte ungescheut kühn, und nur durch die Vervollkommnung der politischen Arithmetik eingeschränkt. Bei den Privatpersonen ein auf die Freiheit gestimmter Charakter, von welchem aber noch nicht recht entschieden ist, ob er nach und nach den Despotismus hemmen und mäßigen wird, oder ob er nicht aus Gleichgiltigkeit oder Ueberdruß endlich den Gewalthabern die Willkür alles Politischen überlassen, und sich nur die unedle Befreiung von der Pflicht beschwerlicher Tugenden vorbehalten wird —: solche Züge bezeichnen unsere Zeit; eine Zeit, von der ich nicht weiß, ob im Umfang der Historie irgend eine wichtigere vorkommt.“ „In solcher herber, unerbittlicher, stolzer Herrschaft, vor der keine urkundlichen Rechte geistlicher und weltlicher Herren, keine althergebrachte Gewohnheiten der Städte und Länder etwas gelten; wo statt einer plöglichen Ausrottung, wie in alten Zeiten, immer tiefere Erniedrigung freien Männern obschwebt, in Zeiten übermächtiger Kriege und untreuen Friedens, da Gott und Recht für Worte gehalten werden, in Zeiten, wo man alles besorgen und für nichts erschrecken muß: in diese Zeiten sind wir gekommen.“ „Die Städte und Länder der 13 mit uns verbundenen Orte schweizerischer Nation ruhen in dem wohl-erlangten Erbe ihrer viderben Voreltern, von ihrem großen alten ewigen Bund wie von einer majestätischen Eiche beschattet;“ aber auch ihnen naht sich die Gefahr des militärischen Despotismus. „Die Mittel wider einen so schändlichen Untergang sollten vor der Gefahr betrachtet werden, denn in der Noth geschieht alles leidenschaftlich und selten mit Klugheit. Zu leicht wird in langem Frieden das Große in der Politik nach und nach aus den Augen gesetzt; es altern die Grundfesten der Verfassungen; der Väter Weisheit geht aus Mißverständnis in Vorurtheile über . . . Es ist über die Kenntniß unserer wahren innern Stärke und der daraus folgenden Verhältnisse zu den aus-

wärtigen Mächten und der jedesmaligen Wendung öffentlicher Geschichte eine Gleichgiltigkeit, worin wir anfangen, es den Türken gleich zu thun.“ Die Gefahr kann nur durch eines abgewandt werden: „Die Umschmelzung aller ewigen Bünde der 13 uns zugewandten Orte in einen allgemeinen, bestimmtern, und in seinen Artikeln fester vereinigenden Bund, wodurch der Eidgenossenschaft ihr erstes Leben wiedergegeben und besonders dafür gesorgt würde, daß im Land jeder so unabhängig bliebe wie sonst, gegen Ausländer aber alle mit gemeinem Nachdruck agirten.“*) „Das ist für unser, durch natürliche Landmarken begrenztes und nur für sich starkes Vaterland ein großer Vortheil: daß alle dergleichen Maßregeln genommen werden können ohne die mindeste Besorgniß auswärtigen Ansehens; denn die Summe unserer ganzen Politik, mit Ehren frei zu leben und zu sterben, dürfen und sollen wir vor ganz Europa laut bekennen.“

Gleich bei seiner Ankunft in Mainz wurde Müller in politische Geschäfte verwickelt. Noch in der Schweiz hatte er die Vorbereitungen zum Fürstenbund mit großer Aufmerksamkeit verfolgt: es handelte sich um einen neuen Kampf gegen die österreichische Weltmonarchie. „Ich fühle für die kommenden Zeiten,“ schreibt er an Gleim 8. Jan. 1786, „für Europa, Ihr und mein Land, was entstehen würde, wenn es der Union mißglückte: ich denke, jeder Mann von Geist und Muth sollte arbeiten, die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Grundsätze dieses großen Bundes zu gewinnen. Man verwirrt, verdunkelt der Fürsten und Stände Rechte und Interessen: ich möchte das Gegengift verarbeiten, und für Ihres Friedrich Propositionen durch starke Darstellung; was Deutschland war, ist, werden könnte und bleiben soll, die Gemüther bereiten.“ Wie wir aus einem Schreiben an Füssli, (20. Aug. 1785) erfahren, stand er in beständiger Correspondenz mit Herzberg; durch diesen war auch die kleine Abhandlung: Zweierlei Freiheit veranlaßt, die Juli 1786 im deutschen Museum erschien: es war darin mehr vom König Antiochus und Macedonien die Rede, als von den deutschen Verhältnissen. Unmittelbar nach dem Tode des großen Königs (Aug. 1786) betrieb er wieder seine Anstellung in Berlin; er verhiess eine deutsche Reichsgeschichte, durch welche die österreichisch gesinnte von Schmid verdrängt werden sollte. Vorläufig verlangte man aber von ihm etwas über den Fürstenbund zur Ergänzung der Dohmschen Schrift; zu diesem Zweck gab ihm der mainzer Hof, der jetzt ganz in die preussischen Pläne eingegangen war, Urlaub von seinen Geschäften an der Bibliothek. — Die Darstellung des Fürstenbundes

*) Es wird sich zeigen, wie weit M. in den Stunden der Prüfung diesen Grundsätzen treu blieb.

(vollendet 12. Febr. 1787) war zu einem Buch angeschwollen: sie vertiefte sich in die ersten Begriffe der Rechtsphilosophie. Müller beginnt mit der Begriffsbestimmung. Bürgerliche Freiheit ist, wo Gesetze einen jeden Menschen wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut sichern. Die politische Freiheit besteht in dem, daß Fundamentalverordnungen und Friedensverträge einem jeden Staat seine Verfassung und seine Besitzungen gewähren. Aus dieser Begriffsbestimmung ergibt sich ein geschickt geführter Kampf gegen den Absolutismus und die Universalmonarchie. „Ein unbedeutender Philosoph (besonders wenn er schweigt) ist überall frei, die Lazzaroni sind es ebenfalls; wo keine Polizei ist, sind es auch die Bettler. Aber daß er sich der Staatspflichten entäußert, entschuldigt kein Gefühl unbezwingbarer Seelenhoheit, keine Philosophie; blieb Cato gleichgiltig, als die Gesetze fielen? Wir haben einen Glauben, welcher Theilnehmung lehrt; uns ist nichts fremd, was Brüder betrifft, wir sind für sie zu sterben verbunden.“ Bei den Verbindungen für die allgemeine Freiheit kommt es nicht auf höhere Motive an. Privatinteresse und Nebenumstände haben das Meiste gethan. Aber dadurch ist ein Staatssystem befestigt worden, welches, wenn für die Menschheit nicht das beste, gewiß weit vortheilhafter als das entgegenstehende ist. Das Uebrige wird niemand befremden, welcher gewohnt ist, im Gang der großen Geschäfte den Geist jeder Zeit, und in der Bildung des letzteren die Hand Gottes zu sehen. Uns kann gleichgiltig sein, ob König Wilhelm aus Privathaß, aus Ruhmbegierde oder aus staatskluger Sorge für Europa die Projecte Frankreichs gehemmt: edel genug, wenn er seinen Leidenschaften die gemeinnützigste Richtung gab. So lange Menschen sein werden, läßt sich kaum eine bessere Lage der Geschäfte denken, als worin das öffentliche Gute zugleich der Weg für das Privatglück sei. Staatsverbindungen beruhen weniger auf dem Charakter des Urhebers, als daß wir uns folgende Fragen wohl beantworten: Was ist unser und sein Interesse? sind sie dieselben? hat er den Geist solches zu fühlen und Macht uns zu helfen?“ — Interessant ist die Rechtfertigung der deutschen Fürsten, daß sie in ihrem Kampf gegen den Kaiser sich auf Gregor 7. stützten. „Niemand konnte so wie der Papsi ihrer Association Consistenz geben. Seine Theologie beurtheile die Kirche, seine Privatabsichten der Richter der Lebendigen und der Todten; aber wer hat wider den all-drohenden Despotismus der klügsten, der thätigsten und mächtigsten Kaiser beharrlicher und wirksamer gearbeitet? Unsere Reichsverfassung, die ihre Stärke jetzt in sich selbst, und in welcher Europa seine Sicherheit findet, sind wir dem Papsi schuldig. Weder weltliche noch geistliche Universaldespotie ist gut: vielleicht aber hat diese folgenden wichtigen Vorzug. Alle Herrschaft, welche auf der Meinung beruhet, besteht nur so lang sie erträglich verwaltet wird;

was hat es nicht gekostet, um die Welt von den Cäsaren zu befreien. Als dem Norden der Papst nicht mehr gefiel, so entzog er sich ihm. Wenn die Päpste die Meinungen durch Aberglauben und Barbarei haben fesseln wollen, so haben sie wider sich selbst gearbeitet, als sie die Freiheit emporbrachten, die Mutter aller Geistesentwicklung. In hundert Staaten allen freien Männern und allen ihren Fürsten auf ewig die Augen zuzuhalten, so ein Plan mag entworfen, aber nicht ausgeführt werden.“ — Darum tritt er auf Seite der Welfen, auf Seite Heinrich des Löwen. „Die Gesetze können sich nicht selber helfen; Glück genug, wenn ein großer Fürst für sie interessirt ist, und wenn mehre Fürsten vom zweiten Rang ihn bei der guten Sache unterstützen.“ Doch war die Macht der Welfen beim Fall der Hohenstaufen zu gering, um der Anarchie abzuwehren. „Dies wird vermieden, wenn ein Reichsfürst groß genug ist, um wider den größten zu schirmen, und nicht so groß, daß ihm das Reich gleichgiltig sein könne.“ Mit Begeisterung schildert er die moderne Idee des europäischen Gleichgewichts. „Wie dem gewaltigsten so dem geringsten Staat werden durch die Theilnehmung der zunächst interessirten und ferner der übrigen Staaten seine Rechte gesichert. Verträge soll keiner unter irgend einem Vorwand eigenmächtig verändern. In unbestimmten Fällen wird nach allgemeinem Interesse entschieden. Am aufmerksamsten werden die Schritte des Mächtigsten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; die kleinste Uebertretung von ihm wird allgemeine Sache.“ — Das europäische Gleichgewicht wird hauptsächlich durch die österreichische Universalmonarchie bedroht. Schon durch Karl 5. Man fand gegen ihn das richtige Mittel der Union; aber diese säumte zu lange. „Die Protestanten waren überzeugt, ihre Sache sei gut, sie sei die Sache Gottes. Man führt eine gute Sache selten so klug und fleißig als eine böse; die menschliche Trägheit überredet uns, was gut ist, gehe von selber: ein Irrthum sowol wider die Schrift als wider die Ordnung der Natur.“ Denselben Fehler beging die Union gegen Ferdinand 2.; und rücksichtsloser betrat nach ihrem Fall die österreichische Monarchie den Weg des Despotismus. Auch diesmal mußte Frankreich helfen wie gegen Karl 5.; schlimm genug, aber es war nicht zu vermeiden. „Der westphälische Frieden^{*)}, den Umständen der Zeit so angemessen, in seinem Geist so umfassend und systematisch, daß er das erste Studium der Staatsmänner sein muß, befestigte die Gesetze der Deutschen und die europäische Freiheit.“ Der Vollender dieses Staatensystems war Wilhelm von England, der die Uebermacht Ludwigs 14. brach. „Seither wird für das Gleichgewicht so entscheidend am Ganges wie

^{*)} Seinen Urheber Richelieu nennt er einen großen Mann wie der Alten einen.

am Rhein gestritten, und der ist nicht mehr ein vollkommener Staatsmann, dessen Kenntniß und Blick nicht alle Staatenverhältnisse auf dem Erdboden umfaßt.“ Dieses Staatensystem, „worin die Macht unter mehre Fürstenthümer und Republiken so vertheilt ist, daß kein Staat ungerecht sein dürfe, ist in einer bedenklichen, doch nicht verzweifelten Lage.“ Es wird wiederum durch Oestreich bedroht. Dieser Gefahr zu begegnen ist vor allem nöthig, den Begriff der Reichsgewalt zu untersuchen. — Müller läßt sich hier, mit einer für jene Zeit auffallenden Consequenz, durch Chemnitz, den berühmten Welfen des dreißigjährigen Krieges bestimmen. „Die Reichsverfassung ist eine große Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder, die, bewogen durch den Wechsel der Zeiten, sich zusammen einverstanden auf gemeinsames Recht und gemeine Hilfe.“ — Und wenn sie bedroht wird? — „Jede Verfassung, welche eine Erneuerung ihrer Kräfte nöthig hat, findet sie am besten in der Natur ihres Grundsatzes: die Deutschen haben sich in allen Krisen durch Associationen geholfen.“ — Am größten ist die Gefahr, seit das Haus Lothringen in Oestreich regiert. Ungeachtet wird seitdem die Nichtigkeit aller Verträge, die ausschließliche Berechtigung des momentan Zweckmäßigen gepredigt. Zunächst empfinden die geistlichen Fürsten Kaiser Josephs Uebergriffe. Die Entscheidung dieser Fragen liegt in den „Gesetzen der katholischen Kirche, nach welchen jene auf das Ewige und Innere zielende Macht, von der so viele Staaten ihre erste Aufklärung und moralische Bildung haben, in den Bisthümern unabhängig existirt: ewig nach den Katholischen Lehren, und wenn sie umgeändert werden müßte, (setzt doch der Protestant hinzu) gewiß nicht von Einem, sondern durch die Nation, durch Geist und Kraft und nie mit Feuer und Schwert.“ „Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, besser doch als Despotie: sie sei eine leimene Mauer, sie ist doch gegen Tyrannei. Der Priester hat sein Gesetz, der Despot hat keines; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, dieser sich. Man spricht wider den Papst, als ob ein so großes Unglück wäre, wenn ein Aufseher der christlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyrannei befehlen könnte: bis hierher und nicht weiter! . . . wider 60,000 ehelose Geistliche, und nicht wider 100,000 ehelose Soldaten.“ „Ich bin weit entfernt,“ setzt Müller in der Anm. hinzu, „alles zu vertheidigen, aber das Aergste, das Unverbesserlichste, der Tod alles Guten ist Despotismus, militärische Alleinherrschaft. Ich möchte den großen Geist, welcher die Kirchenreform bewirkte, nicht unterdrücken, aber den unpolitischen Schultheologengeist, in den er ausartet. Ich will keinen Protestantem katholisch machen, aber der Katholische soll dürfen katholisch sein. Ich habe nichts dawider, daß für sein Gewissen einer die Pfaffen und einer die Freigeister fürchtet; ich aber fürchte zwei Millionen geübte Krieger gegen hilflose Rechte.“ — Alle Stände werden durch

die östreichische Usurpation gleichmäßig bedroht: die Fürsten, die Städte, die Ritter; Müller ruft die Schweizer zu Hilfe, ja im Nothfall die Franzosen; er weist endlich auf den natürlichsten Schutz des Reichs, auf Preußen. „Seither sammelte Friedrich Bürgerkronen als der Wohlthäter seiner Preußen; die öffentlichen Angelegenheiten betrachtete er mit jenem Blick, dem nichts entging, was er sehen wollte, mit einem offenen festen Heldenblick, in dem nichts Aengstliches, nichts Unstetes war, da er gegen die vorkommenden Schwierigkeiten in seinem großen Geist gemeiniglich mehre Gegenmittel fand, und meist nur die wählte, deren Gebrauch ganz von ihm abhing.“ Die Rolle Preußens ist nicht die Frucht besonderer Tugend, welche, so herrlich sie an dem oder diesem hervorleuchtet, nicht selten mit ihm stirbt. Hierdurch wurden die Reichsfürsten wol der Person eines Königs, nicht aber dem preußischen Staat verbunden. Vielmehr gründet sie sich auf die Lage dieser Monarchie; so lang diese bleibt und ein König sie kennt, so lang müssen die Preußen die Erhaltung des Reichs wollen, das Können hat Friedrich hinterlassen.“ — Schließlich wird die Rechtmäßigkeit und die Unschädlichkeit des Fürstenbundes nachgewiesen: u. a. dadurch, daß unter dem Vortritt von Preußen und Kurmainz Protestanten und Katholiken sich sammeln. Auch hier ist Chenniz der Gewährsmann: *Sileat tandem ac cesset vanus ille religionis praetextus; non enim credimus de religione jam amplius principaliter, sed de regione potius agi. Sive itaque Pontificiae, sive Protestantium religionis es: Germanus certe es, cujus majores mortem potius subire optarunt quam servitutum.* Der Fürstenbund wird endlich — wenn er seine Aufgabe löst, als der Stolz der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft bezeichnet.

Die Meinungen über diese Schrift waren natürlich getheilt. Am lebhaftesten sprach sich Spittler dagegen aus, doch bei Hof scheint sie gefallen zu haben; man weihte den Verfasser tiefer in die Geheimnisse der Politik ein und verwandte ihn ausschließlich zu Staatsgeschäften. Umsonst warnte ihn Herder, der Einfluß, den er erlangt zu haben glaubte, schmeichelte ihm zu sehr. Zunächst handelte es sich in Mainz um die Wahl eines Coadjutors, es sollte für Dahlberg gewirkt werden und zu diesem Zweck schrieb Müller im April 1787 die Briefe zweier Domherrn, in denen die Capitel als eine Stütze der aristokratischen Verfassung Deutschlands dargestellt wurden. In demselben Geschäft wurde er im folgenden Monat nach Rom geschickt; er fand, daß der heilige Vater für seinen Segen erstaunlich viel Geld verlange. Im Spätherbst desselben Jahres machte er eine Reise nach Schaffhausen: der Magistrat hatte ihm ein Jahr vorher für die Uebersendung seiner Schweizergeschichte viel Artigkeiten gesagt und man bot ihm eine Stadtschreiberstelle an. In der That wurde er wieder unschlüssig und erwog die Sache lange hin und her;

doch wurde dieser Erwägung ein Ende gemacht, als ihn der Kurfürst 25. April 1788 zum wirklichen geheimen Legationsrath mit einem bedeutenden Gehalt ernannte. Seine Stelle bei der Bibliothek erhielt auf seinen Vorschlag Georg Forster,*) den er schon in Kassel kennen gelernt hatte.**)

Mittlerweile hatte sich im Fürstenbunde die Stellung der Betheiligten geändert: Mainz war jetzt der Treiber, und Preußen legte der Entwicklung jedes mögliche Hinderniß in den Weg. Dieser Umschlag gab zu einer der seltsamsten Staatschriften Veranlassung, welche die deutsche Literatur kennt: Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde, (vollendet 10. Mai 1788), in welcher Müller zeigt, daß er recht klar und vernehmlich sprechen kann, wenn es ihm einmal gelingt, das innere Fagen seines Herzens und die Bedenken seiner Staatsklugheit zu überwinden. Schon in der Einleitung geißelt er mit bitterem Spott die deutsche Gemüthlichkeit, die Neigung sich mit blindem Vertrauen der ersten besten Phrase eines Fürsten hinzugeben. Dann fährt er fort: „Wenn die deutsche Nation zu nichts Besserm dienen soll, als den gegenwärtigen Statum quo der Besitzungen zu erhalten, so ist sie unter den mancherlei politischen Operationen, die in Deutschland vorgenommen wurden, wirklich die uninteressanteste. Sie ist wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach der weder die physische noch moralische Welt einen Augenblick im Statu quo verharren, sondern alles in Leben, ordentlicher Bewegung und Fortschreitung sein soll, um nicht durch Stockung in Verwesung überzugehn. Sie kann keinen vernünftigen Menschen interessiren. Ohne Gesetz noch Justiz, ohne Sicherheit vor willkürlichen Auflagen; ungewiß unsere Söhne, unsere Ehre, unsere Freiheiten und Rechte, unser Leben einen Tag zu erhalten; die hilflose Beute der Uebermacht, ohne wohlthätigen Zusammenhang, ohne Nationalgeist zu existiren, so gut bei solchen Umständen

*) Heinse war auf seine und Jacobis Verwendung schon 1786 als Vorleser des Kurfürsten in Mainz angestellt.

**) Durch diese Ernennung wurde auch seinen Studien eine andere Richtung gegeben. „Die Geschichte der Schweiz, „schreibt er einige Zeit darauf an seinen Bruder,“ ist mir nur deswillen sehr lieb, weil ich die besten und merkwürdigsten Sachen erst noch zu sagen, und über die Darstellung viele ganz neue Gedanken habe. Allein auf der andern Seite 1) ist mir die Fortsetzung eines Werkes unangenehm, dessen erste Theile übel gerathen sind. Eile und manche drückende Umstände, unter denen ich sie damals ausarbeiten mußte, haben die Dunkelheiten und Härten des Ausdrucks veranlaßt, welche das Buch unleserlich machen; wenn die Folge schon besser, doch würden die zwei ersten Theile allzeit abschrecken; 2) ist, fintemal die Schweiz nicht das Geringste für mich thun will, noch wol kann, meine unmittelbare Pflicht, mich zum geschickten Diener des mich ernährenden Landes zu qualificiren d. i. sowol die Verfassung und den Zustand des Reichs als die und den des Erzstifts Mainz aufs gründlichste zu studiren und sowol als Geschäftsmann, als wenn es sein muß in anderer Qualität dem Staat und Reich zu nutzen, und vor diesem Publicum in einem vortheilhaften Licht mich zu zeigen.“

einer mag — das ist unserer Nation Status quo. Und diese Union wäre da, ihn zu befestigen! Diese weltgepriesene Union reducirte sich also am Ende auf zwei Punkte: zu machen, daß Baiern das Glück habe, statt Josephs 2. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen! wenn Kaiser Joseph mit rascher Hand, ohne zuvor ein Menschenalter hindurch über die Form zu deliberiren, einen eingewurzeltten Mißbrauch hinwegreißen will, diesen Mißbrauch aufs äußerste zu vertheidigen, damit er doch seine fünfzig Jahre noch stehen und wirken möge!“ — Auch diesmal bezeichnet Müller die Annäherung der beiden Religionsparteien als nothwendig zum Fortschritt der deutschen Cultur. „Doctor Luthers Werk war nothwendig und gut. Aber es gab, zumal nach dieses großen Mannes Tode, die Erbitterung der beiden Religionsparteien dem deutschen Geist eine schiefe Richtung. Ueber Bestimmung des Unergründlichen wurde das vor den Füßen Liegende vergessen; die Theologen und Jesuiten wußten den vaterländischen Verstand solchermassen zu verrücken, daß nicht nur aller Fortgang der echten Lebensweisheit und des guten Geschmacks versäumt und hintertrieben, sondern auch ein Fürst mehr und mehr von dem andern, jedermann aber vom Vaterlandsgefühl entfremdet wurde. Endlich seit geläuterte Einsicht in allen drei Reichsreligionen den gleichen Gott gezeigt, über Formen und Formeln gleichgiltiger gemacht, und die äußerliche Einrichtung der Kirche nach gesunden Staatsgrundsätzen geprüft hat, bekümmert sich niemand mehr um jene heillosen Zänkereien. Es ist so weit gekommen, daß Protestanten manchmal finden, auch der Papst könne eine billige Sache haben; und die Katholischen das ungerechte Joch selbst abwerfen, für dessen Allgemeinmachung ihre Väter ehemals stritten.“ Vom Fürstenbund sei überhaupt nichts zu erwarten, wenn er nicht im ersten Feuer das Nöthige durchführe. „Ich kann nicht begreifen, wie Deutsche Verstand und Muth verloren haben sollten, endlich einmal den Nachtsprung zu thun, hinaus über die Jahrhunderte alten Pedanterien, zu ordentlichen Kammergerichtsvisitationen, einer wohleingerichteten Reichshofrathsvisitation, festen Vorschriften und einem subsidiarischen Gesetzbuch; zu einer zweckmäßigen, billigen und beständigen Wahlcapitulation, einer thätigern Reichstagsverfassung, einer guten Reichspolizei, einer angemessenen Defensivanstalt; zu echtem Reichszusammenhange; alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürften: Wir sind eine Nation!“ — „Zu einer andern Zeit eine weitere Schilderung des Reichs, was Satyre scheint, ist leider Geschichte.“ Und doch ist für den Augenblick nicht die geringste Hoffnung, daß von Seiten der verbündeten Höfe etwas geschehe. „Hier stehen meine Gedanken still; ich weiß nichts mehr. Ich sehe ein graues Dunkel, ein Chaos von Widersprüchen vor mir, über welchen ohne Zweifel ein Geist der Weisheit brütet, aus dem

aber eine gewöhnliche Weltklugheit kein Licht hervorzurufen vermag.“ Sollte auch die neueste Hoffnung verschwinden, „so haben wir zum wenigsten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. Sie mögen stehen oder fallen; der Enthusiasmus für ihre Unionen und Waffen höre auf. Verflucht sei der Mann, Schande komme über sein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet.“ — Diesmal hatte Müller die strengste Anonymität bewahrt, Jacobi hatte (Mai 1788) die Herausgabe der Schrift vermittelt. Sie verfehlte nicht großes Aufsehn zu machen, war doch an einer Stelle, wenn auch nur abwehrend, von der Möglichkeit die Rede, die Einheit Deutschlands einmal in republikanischen Formen zu suchen. Namentlich war der preussische Hof ungehalten. Er hielt bald den Herzog von Weimar, bald den neuen Coadjutor von Mainz — beide waren mit dem Herzog von Anhalt die eifrigsten Treiber für die Idee des Fürstenbundes — einmal sogar den Reichsfreiherrn von Gemmingen für den Verfasser. Was die höchst merkwürdige plötzliche Umwandlung in Müllers Ansichten betrifft, so spielten wol endliche Motive unbewußt mit. Er hatte die Idee des preussischen Dienstes aufgegeben.*) Die Hauptsache aber war das Vorgefühl des Sturmes, der in Frankreich bald losbrechen sollte und von dem sein empfängliches Gemüth in mächtigen Schwingungen erschüttert wurde.

Als kurmainzischer Abgeordneter sah er im October 1789 Potsdam wieder. In einer Schrift, die in derselben Zeit angeblich von der Dalbergischen Partei veröffentlicht und an alle Domcapitel gesandt wurde, stellte man die Forderung, alle Protestanten aus dem Staatsdienst katholischer Fürsten zu entlassen. Die Besorgniß, in welche Müller dadurch versetzt wurde, erwies sich indessen als ungegründet. Der Kurfürst erhielt ihm sein Vertrauen und nahm sich seiner in einer schweren Krankheit, die ihn im April 1789 überfiel und ihn fast ein halbes Jahr hindurch an das Bett fesselte, wie ein Vater an. Auch bei dem Tod seiner Mutter 9. Mai 1790 bewies er ihm eine zärtliche Sorgfalt. Doch wurden ihm die Staatsgeschäfte mehr und mehr zuwider, „erstlich weil alles so schlecht geht, und zweitens weil man zu Besserem keine Zeit übrig behält.“ Auch den Journalistenarbeiten entfremdete er sich: „Die Journalisten sind Sklaven von Kant und wer nicht jede Definition desselben annimmt ist anathema. Diese Metaphysik ist meine Sache nicht.“ Vor allem verwirrte ihn der Eindruck der französischen Revolution, über die er seine wechselnden Stimmungen regelmäßig in seinen Briefen aufzeichnete. *)

*) Es bleibt noch manches aufzuklären, namentlich die mysteriöse Stelle in den vermischten Briefen No. 103, die offenbar gegen Preußen gerichtet, bei der es aber zweifelhaft ist, wer sie eingegeben hat.

*) An Füssli, 29. Juli 1789: — „Der 14. Juli war der wichtigste Tag seit der Schlacht

In eine Flut von Geschäften stürzte ihn der Tod des Kaiser Joseph und die darauf folgende Kaiserwahl. Die unnützen Formalien, bei denen er als Protestant nicht einmal die erste Stelle bekleiden konnte, verdrossen ihn zwar, indessen fühlte er sich doch nicht wenig geschmeichelt, „an diesem großen

bei Philipp. Es ist ein lange nie gesehenes Schauspiel, Freiheit als Tochter des Lichts, gegründet auf Gesetze, an der Spitze des größten Volks in Europa zu sehn. Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Was hat die englische, die holländische, unsere nicht gekostet! Nun aber nimmt mich doch Wunder, ob die Deutschen sich nicht bald schämen werden, ihrer Solidität, ihres superioren Verstandes sich gegen die frivolten Franzosen zu rühmen? — Im Uebrigen ist äußerst aufmunternd zu sehen, daß, was Montesquieu vor vierzig Jahren gesäet, nun aufblüht. Es wird nichts Gutes vergeblich gesäet; denn, wer sein wartet, derselbe stirbt nicht. Darum frisch zu, auch wir! denn selbst Helvetien wird nicht allezeit schlummern.“ — An Dohm, 6. Aug.: „Welch eine Scene in Frankreich! Gesegnet sei ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! Ich hoffe, mancher Sultan im Reich werde heilsam erzittern, und auch manche Oligarchie lernen, daß man es nicht zu weit treiben darf. . . Kanns eine Frage sein, ob ein lustfreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hier und da einen erschlägt, nicht besser sei, als die Luftvergiftung, als Pest?“ — An s. Br., 14. Aug.: „Der 14. Juli ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Welt Herrschaft. Das vorige Säculum ahmte französische Frivolität nach, das künftige wird Muth an ihnen lernen. Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauf. Sie wird eine Kraft in ihre Charaktere legen, wodurch die politische Macht wieder furchtbar emporsteigen wird. Mögen sie denn fallen, die, welche zittern, ungerechte Richter, überspannte Tyrannen! es ist recht sehr gut, daß die Könige und Räte gewahr werden, sie seien auch Menschen.“ — 16. Sept.: „Gut ist immer, daß die Fürsten gewahr werden, sie seien Menschen, und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie eingewiegt. Nur sollten die Eigenthumsrechte und die Justiz nicht so gar verlegt werden! da sie in Frankreich beide so schrecklich leiden, so wird auch mir bald unglaublich, daß dasselbe Werk bestehen könne. Es ist nicht gleich dem englischen vor hundert Jahren. Verstand präsidirte letztem; diesem Wig, Systeme, Phraseologie. Hierzu kommt, daß nach der Erfahrung aller Völker kein freies Volk ohne Sitten, noch diese ohne Religion bestehen mögen.“ — An Jacobi, 9. Oct.: — „Mir gefällt weder die Verschmähung aller Erfahrungen voriger Zeiten und anderer Völker, noch die gewalthätige Uebertretung der heiligsten Eigenthumsrechte, und die ganze belletristische Phraseologie, die ich oft kaum verstehe.“ — 8. Febr. 1790: „Der französische Schwindel hat alle Köpfe so verwirrt, daß Geistliche und Edle kaum wünschen dürfen, frei zu werden, aus Furcht, ihr Ruin sei dabei. Es ist zu befürchten, daß die unmäßigen Forderungen der Demagogen den Despotismus befestigen, wo er noch jung ist, und seine Wiederkehr befördern, wo er verbannt schien; ich gestehe, daß ich von der Consistenz dieser überspannten Ideen mir keinen Begriff machen kann.“ — 10. März 1790: „Viele hoffen oder fürchten, der Fall des Throns werde auch den Altar mit umreißen. Ich gestehe, daß ich dieses nicht eben für das größte Unglück halte: in Christi Religion sind weder Priester noch Altäre. . . Indessen wird etwas Aeußerliches immer doch auch sein müssen: Ich glaube dieses, aber etwas Neues; das Alte bedurfte einer Wiederauffrischung; es müssen periodische Revolutionen kommen, sonst schlummert alles in Sinnlosigkeit ein.“ — 14. Jul. 1790: „Heute ist nun das Freiheitsfest. Ich gestehe, daß ich doch bisweilen glaube, es werde Bestand haben. Gott scheint mir dieses Werk zu thun; er will einmal eine neue Ordnung der Dinge. Die Reformation von 1517 schien anfangs auch nicht sich behaupten zu können. Der Freiheitsfönn ist zu tief und allgemein in die Völker gefahren, und zu offenbar gewinnen sie dabei, um sich wieder entreißen zu lassen. Partialrevolutionen wird das Werk noch viele leiden, aber der Geist wird wol bleiben.“

historischen Ereigniß Theil zu nehmen, und dadurch für seine historischen Studien neue Anschauungen zu gewinnen.“ In derselben Zeit wurde von ihm ein Urtheil über den verstorbenen Kaiser veröffentlicht, den er so lange bekämpft. „Er war nicht von dem gewöhnlichen Schlag der Regenten. Er suchte das Gute. Unzählige Ketten von Widerständen stellten ihm die Natur des Guten in dem Spiegel des Widerspruchs dar; daher so viele Fehlritte bei der Auswahl der Mittel, daher so viele Retraktionen. Hilflos im ewigen Kampfe von Schwierigkeiten, gewöhnte er sich an einen eignen Gang; in der Folge glaubte er, es sei Regentspflicht, alles durch sich selbst zu thun. Unrückfichtige Unbiegsamkeit hielt er für Gerechtigkeit; Mißbräuche abstellen für Regentengüte; um den Namen des Großen zu verdienen für das untrüglichsste Mittel, Friedrich dem Großen nachzuahmen.“ Viel bitterer in einem Privatbrief an seinen Bruder. „Das Werk Josephs wird allenthalben vernichtet; er hat nichts gethan, weil er zu viel und auf einmal alles thun wollte. Weil er sah, daß alle Barbaren Rußlands einerlei Gesetz gehorchten, schien es ihm auch thunlich, an der Maas, am Pruth und am Ticino die gleichen zu geben. Er war auch äußerst schlecht bedient, weil niemand vorbereitet war. Hiernächst erdrückte er alles durch die Kraft, durch deren augenblickliche Anspannung er durchzubrechen hoffte. Er hatte ein Gemisch altjesuitischer, voltairischer, preussischer, physiokratischer und wienerisch-akademischer Grundsätze, und keine Kenntniß des Menschen, weil ihm die Geduld fehlte Beobachter zu sein. Gott gebe dem neuen König, die Ordnung herzustellen. Denn obschon viele fürchten, hierdurch würde Oestreich zu mächtig, nichts desto weniger wünsche ich jedem Staat möglichst hohen Flor und gutes Glück. Wider den Mißbrauch wird Gott wissen Mittel herbeizuführen.“ — Durch den Tod des Kaisers war Müllers Stellung zu Oestreich wesentlich verändert. Was ihn unter Joseph zum Feinde dieses Staats gemacht, die Vertheidigung der Geistlichkeit und das conservative Princip überhaupt, empfahl ihn der neuen Regierung als Bundesgenossen. Sein Ruhm hatte jetzt seine Höhe erreicht und er erschien als eine wünschenswerthe Acquisition. Schon im December 1790 wurde mit ihm unterhandelt, nach Wien zu ziehn, wo er mit dem Titel eines kaiserlichen Raths eine ansehnliche Pension beziehen und so lange ohne öffentliche Geschäfte bleiben sollte, bis sich ein literarischer Platz für ihn finden sollte. Der kaiserliche Abgeordnete verwunderte sich über nichts so sehr, als daß man Müller mit Finanzsachen und Aehnlichem plage, worüber seine Zeit und Geisteskraft unnütz verschwendet werde. Müller fing sofort Feuer, ergriff eine beliebige Gelegenheit, um gegen den Kurfürsten seine Unzufriedenheit auszusprechen und bot, als dieser sich ungnädig äußerte, sofort seine Entlassung. Indes wünschte man von Wien aus, daß Müller nicht ohne Einwilligung des Kurfürsten seinen

Dienst verlasse. Der Kurfürst ernannte ihn zum wirklichen geheimen Staatsrath und Müller schrieb nach Wien, zu einer andern Zeit hoffe er von seiner Majestät Gnade den in seinem Herzen erwünschten Gebrauch zu machen. Gleichzeitig warb man um ihn für die berliner Akademie und für die Bibliothek in Hannover: beide Höfe suchte er bei guter Disposition für die Zukunft zu erhalten. Der Kaiser erhob ihn bei dieser Gelegenheit in den Adelstand. (Januar 1791).

Währenddem näherte sich immer drohender das Unwetter der französischen Revolution. Die Franzosen wollten augenscheinlich den Krieg, und der Kurfürst von Mainz, der Beschützer der Emigranten, war zunächst bedroht. Müllers Betrachtungen über die Revolution wurden immer ängstlicher, bis endlich die Katastrophe wirklich einbrach. *) — Bald

*) 16. Juli 1791 an seinen Bruder: — „Ich bekenne, daß ich in der französischen Revolution viel Gutes finde: aber erstlich, nachdem ich lang überlegt, wie ich mich benehmen soll, habe ich gefunden, daß ich den Posten behaupten muß, den die Vorsehung mir angewiesen, und welchem zufolge die Abschaffung aller geistlichen und weltlichen Herren, erblichen Adels und herkömmlicher Macht von mir nicht unterstützt werden darf; zweitens finde ich die Franzosen auf einem mir als Privatmann schon äußerst fatalen Weg; abstracte Theorien sind ihnen alles; ich sehe auf das, was war und ist; drittens, hiernächst weiß und sehe ich, daß sie den Namen Jesu Christi als einen Namen Gottes nicht mehr genannt wissen wollen, und ich glaube, daß der Herr, auf eine uns unbegreifliche Art, für uns, Gott ist, und bete ihn an, kann auch nicht glauben, daß sie ohne Gott auslangen werden. Weil ich daher glaube, daß ihre Sache, so wie sie jetzt ist, böse ist, so wünsche ich nicht die Herstellung (††) des Despotismus, aber eine Verfassung wie jene, unter der Addison, Pope und Newton ohne Spott haben Christen sein dürfen, und welche meine großen Lehrer, Tacitus und Machiavelli, für die beste erklärt haben: eine balancirte, mit einer Mittelmacht. Du aber laß dich nicht hinreißen durch Schein der Lehre und falsches Feuer der Worte.“ — An Bonstetten, Aug. 1791: „Le nouveau système des Français pouvait être bon au sortir de l'arche de Noë, ou plutôt avant la dépravation du genre humain par des besoins et des plaisirs sans fin, qui ont fait inventer aux sages de tous les siècles des moyens, pour en modérer l'excès et la trop grande violence. Eux, à présent, veulent reprendre tout le fil des égaremens, par lesquels ont passé les divers Etats jusqu'à l'époque, où ils ont pris une assiette fixe; et ce sera le destin des arrière-neveux de revenir, après des combats et des dévastations innombrables, au point où il eût été si aisé de se tenir aujourd'hui. Ce que je déplore, c'est que cette révolution n'est rien moins que favorable aux sciences morales; toutes celles qui furent employées pour le soutien et l'explication de la religion, toutes celles qui illustrèrent l'antiquité des loix, toute l'histoire qu'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques, tous les arts de la paix, filles de l'abondance, la politesse, jadis née dans les cours des rois de France, et le goût même, vont faire place à une incompréhensible et sèche scholastique sur les gouvernemens, des raisonnemens à priori sur la conduite des états et la minutieuse dissection d'idées impraticables.“ — An seinen Bruder, 13. Mai 1792: „Es ist kein Staatsmann in der Welt fähig, den Ausgang vorzusehn, denn sehr viel beruht auf dem Grad moralischer Kraft in den Anhängern der neuen Constituanten. Doch scheint mir unmöglich, den seit einem halben Jahrhundert in Europa verbreiteten Geist nun mit Bajonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit.“ — Sept. 1792: — „Um gewiß zu sein, fehlt mir ein Datum von Wichtigkeit, nämlich die Kenntniß des wahren (nicht

nach dem Anfang des Revolutionskrieges, ohngefähr 6 Wochen vor dem Einfall der Franzosen unter Custine, als Müller, dazumal geheimer Staatsrath und Staatsreferendär in gehäuften Geschäften und nicht geringen Sorgen zu Aschaffenburg bei dem Kurfürsten war und eben von dem verewigten Herder einen erfreulichen Besuch hatte, wurde er ganz unerwartet eingeladen, sich nach Wien zu begeben (28. August 1792). Viele Jahre nach diesem ist ihm glaubwürdig erzählt worden, daß ein sehr verehrungswürdiger, redlicher, seinem Glauben äußerst anhänglicher Mann, der Müller schätzte und liebte, dessen ungeheuchelte Ehrfurcht für eben diesen Glauben, seine Meinung für die Brauchbarkeit gewisser Anstalten und seine von dem herrschenden Leichtsinn sehr verschiedene Religionsweise für eine Neigung zu einem Schritte gehalten, woran er nicht gedacht, und hierdurch zu diesem Beruf wesentlich beigetragen habe. Damals kannte Müller weder diesen Umstand, noch das bestimmte Vorhaben, und begab sich mit Bewilligung des Kurfürsten als zu einer Berathung über eine politische Maßregel nach Wien. All- da bemerkte er bei der ersten Aufnahme einen gewissen, ihm nicht erklärbaren Mißverständnis. Bald zerstreuten ihn größere Dinge, das Mißgeschick der coalisirten Waffen, die Gefahr der Stadt Mainz, die Entfernung des Kurfürsten, Verwirrung, Noth in allen vordern Kreisen; worüber, ohne über seine Sachen Erklärung abzuwarten, er hinauseilte. Er vernahm zu Straubingen die Uebergabe von Mainz, wo alle Früchte seiner Lebensmühe, 20jährige Sammlungen, Briefe und die Acten seiner Geschäftsführung waren. Er wurde doch hineingelassen, er sah den grauenvollen Jammer, sah den Freiheitskrausch, hörte den Troß und eilte, Zudringlichkeiten sich entreibend, hin, wo im treuen Sachsenfelde der Kurfürst weniger seinen Verlust als das Ganze betrauerte. Da wurde gut befunden, daß er noch einmal sich nach Wien begeben. Der Kaiser gab den Wunsch, ihn als Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei anzustellen, dem Kurfürsten und ihm selbst zu erkennen. — Schmerzlicher und länger als zwei Monate war der Kampf. Müller fühlte, was gegen den Kur-

durch Furcht erkünstelten) Enthusiasmus der Franzosen für diese Verfassung, einer Monarchie ohne Kopf, oder einer Republik ohne Centrum, Religion und Sitten, eines Systems durchgängiger Gleichheit für 25 Millionen leidenschaftlicher Menschen. Haben sie hierfür eine Begeisterung, gleich jener der alten Araber für den Koran, so sage ich nicht, daß sie sich behaupten, sondern daß sie dem ganzen Europa dieses Evangelium bringen werden. Sind hingegen unter ihnen viele nur darum jakobinisch, weil sie die Laterne fürchten, gibt es viele ruhige, vernünftige Menschen, die freien Briten ähnlich zu sein sich zufrieden gäben, dann werden die Jakobiner bezwungen, Frankreich und Europa kommen wieder zur Ordnung und Ruhe . . . Alles ist so einzig in seiner Art, und jedermann, der agirt oder agiren sollte, handelt so wenig seiner Rolle gemäß, daß man nicht weiß, ob die Welt ein großes Bedlam überhaupt werden soll, oder ob die Vorsehung aus so vieler Thorheit und Schwäche ein noch nie gesehenes Meisterwerk hervorzubringen vorhat."

fürsten das Herz, was selbst Klugheit gebot, daß bei jener Nähe des Herrn, und so eines Herrn, sein Verhältniß kaum sein Dienst zu nennen war, daß an Höfen, deren Größe den Fürsten fern hält, bösen Künsten viel möglich ist, was ein offener Mann kaum ahnt. Dann schien aber auch möglich, wie die Sachen damals waren, an einem der ersten, weitestwirkenden Höfe durch das Glück eines Gedanken dem Kurfürsten und auch den schon wankenden Sachen des alten Vaterlandes wesentlich zu dienen, als in vieljähriger Gegenwart ohne größern Einfluß. Der Kurfürst, in ganz ähnlicher Bewegung, schrieb Müllern so, daß sein edler väterlicher Sinn die Unentschlossenheit nur verlängern mußte (12. Dec. 1792). An dem nämlichen Tage, wo Müller vor sieben Jahren das Schicksal für Mainz entschieden wurde, endigte zuletzt seine größere Verlegenheit ein anderes Schreiben, durch welches der Kurfürst ihn dem Kaiser überließ (12. Febr. 1793). Guten oder bösen Erfolg mag der Mensch durch die Erfahrung erkennen; was geschehen sein würde, wenn er sich anders entschlossen hätte, das kann er nicht wissen.

Diese Erzählung der Selbstbiographie macht einen kleinen Commentar nöthig. Ueber seinen Besuch in Mainz hat er sich in einem Brief an seinen Bruder 9. Nov. 1792 ausführlich ausgesprochen. Er gesteht zu, daß er sich gegen C u s t i n e und seine alten mainzer Freunde sehr vorsichtig ausgesprochen, aber die Vorsicht scheint doch nicht in der nöthigen Ausdehnung betrieben worden zu sein, denn Georg Forster sagte gleich darauf in einer Rede, in welcher er die zögernden Mainzer zur Annahme der französischen Verfassung zu bestimmen suchte: „Ich habe Euch treu und redlich meine Gesinnungen gesagt, und ich freue mich hinzusetzen zu können, daß ein Mann, den die mainzer Bürgerschaft immer hoch geachtet hat, ein Staatsbeamter, der unter dem letzten Kurfürsten so viel Gutes gethan und so viel Böses verhindert, als sich unter einem Kurfürsten thun und verhindern läßt, im Herzen ein Freund der Freiheit und Gleichheit — daß Johannes Müller über diese Grundsätze vollkommen einstimmig ist, und Euch, Mitbürger, durch meinen Mund, als sein Abschiedsvermächtniß zurufen läßt — ohne Bedenken mitzumirken und ohne Zaudern der Freiheit und Gleichheit zu schwören.“ Müller reclamirte dagegen, aber nur schwach und die Bitterkeit, mit der er sich gegen seinen Bruder 7. Dec. 1792 über Forster ausspricht, verräth kein gutes Gewissen. So war nun der Verfasser der Schweizergeschichte und des Fürstenbundes im Dienst desjenigen Hofes, den er bisher am leidenschaftlichsten bekämpft hatte.

J. S.